

„Ichsüchtig ohne Spur von Eitelkeit“

Peter Hamm über den Filmer und Erzähler Herbert Achternbusch

Der Kritiker Peter Hamm, 47, ist Kulturredakteur am Bayerischen Rundfunk.

Wer ist Herbert Achternbusch? Jetzt habe ich (fast) alle seine Bücher (wieder) gelesen, habe (fast) alle seine Filme (wieder) gesehen, habe wieder gelesen, was die Kollegen in dem von Jörg Drews herausgegebenen Materialband Kluges über Herbert Achternbusch zu Papier gebracht haben – und bin doch nicht klug aus ihm geworden, weiß immer noch nicht, wer dieser Herbert Achternbusch eigentlich ist.

Aber das habe ich offenbar mit ihm gemeinsam: Er weiß es selbst auch nicht, möchte es aber immer noch unbedingt herausbringen. Ziemlich genau weiß er allerdings, was er alles auf keinen Fall sein möchte. Es ist ziemlich viel, was er nicht sein möchte. Ich fürchte fast, daß er, wie jener antike Ahne aller Autoren, am liebsten gar nicht geboren sein möchte.

Da die Geburt aber doch um nichts mehr rückgängig zu machen ist, bleibt nur die andauernde Klage darüber. Wer aber andauernd klagt, wirkt bald komisch, ja, er empfindet sich, weil er sich seiner Klage auch schämt, selbst als komisch. Das ist die Voraussetzung jeder Komiker-Existenz: ob Charlie Chaplin, Buster Keaton, Harpo Marx, Karl Valentin oder Herbert Achternbusch, sie mußten alle aus Scham ihre tatsächliche Verzweiflung ins Groteske kehren. „Die letzte Freiheit, die ein Verzweifelter hat“, sagt Achternbusch, „ist die, komisch zu sein.“

Merkwürdig freilich, daß fast jeder, dem die Geburt nicht erspart blieb, vom Leben dann doch mehr will, als er bekommen kann. Und nur ein paar heiligmächtig Gescheite ziehen irgendwann die Konsequenz und wollen weniger, als sie bekommen könnten. Die lächeln dann entweder unentwegt asketenselig vor sich hin oder werden zur Inkarnation des puren Schmerzes. Wenn ich die jüngsten Filme und das neue Buch „Wind“ von Herbert Achternbusch nur nach der Verfassung ihres Urhebers befrage, erhalte ich den Eindruck, Achternbusch wandle jetzt auch bereits auf so einer Art Heiligungspfad und warte nur noch sehnsüchtig aufs Ende – ob mit oder ohne Auferstehung.

Richtig gefroren hat es mich, als ich bei der Berlinale im „Zoo-Palast“ Achternbuschs „Wanderkrebs“ sah und da plötzlich Janet Baker die Rückert-Verse „Ich bin der Welt abhanden gekommen“ in der unendlich todessüchtigen Mahlerschen Vertonung sang. Gustav Mahler und Achternbusch, wer hätte bislang so eine Verbindung für denkbar gehalten?

Aber daß diese beiden, der heimatlose böhmische Jude und der Geburtskranke aus dem Bayerischen Wald, sich fanden, und wenn auch nur eine Film-Sequenz lang, ist schon ein Indiz dafür, daß mit Herbert Achternbusch etwas passiert ist. Etwas Schlimmeres. Das hat sicher wenig oder nichts mit Minister Zimmermann zu tun. Der hat Achternbusch doch erst recht im In- und Ausland zu einem berühmten Fall gemacht, über den auf Symposien und in Doktorarbeiten nachgedacht wird und dessen Sentenzen – etwa: „Du hast keine Chance, aber nutze sie“ – sich bereits der unersättliche Volksmund einverleibt hat.

An die Adresse der Zimmermänner und die „Horden der CSU-Barbaren“ hat Achternbusch jetzt in seinem Buch

ungelöst geblieben. Denn, wenn ich auch so klein geworden bin, daß mich niemand mehr sieht, so bin ich mich dennoch nicht los und ich muß diese Bindung selber lösen, denn so wenig, wie mich jetzt Menschen sehen können, so wenig können mich Geier fressen, weil es sie ebensowenig wie Ratten gibt. . . . Aber der Luft gebe ich Kraft, die spüre ich weggehen, und die Luft wird mich ganz übernehmen, auch wenn sie sich windet, und dann bin ich Wind, haha.

So sieht das also offenbar aus, wenn einer die Chance, die er nicht hat, nützt: er dichtet die ständige Abwärtsbewegung in einen Aufwind um, feiert seine Schwäche als Stärke. Man kennt dieses Verfahren am besten von Robert Walser, der mitgeschrieben haben könnte an dem Achternbusch-Satz: „Ja, stark sein heißt nichts anderes, als



Schriftsteller Achternbusch: Wie man Gott beschützen muß

„Wind“ ein paar Sätze gerichtet, Sätze, die vermutlich weit über deren Fassungsvermögen gehen, die aber unversehens zu einem tollen Selbstporträt Achternbuschs geraten.

So klein können mich die gar nicht machen wie ich bin, das wußte ich. Vom Lehrer im Andechsler Gefühl zum Bademeister in den Atlantikschwimmern, zum Arbeitsscheuen im Bierkampf, der sich mit einer Polizeiuniform versieht, zum nichtigen Schriftsteller in Servus Bayern, zu einer Null im Jungen Mönch, die sich noch einige Regungen anmaßt, zum Bewußtlosen im Komantschen, einem Haftentlassenen im Neger Erwin, Verbrecher im Letzten Loch, Geköpften im Depp zum Gespenst im Gespenst, das ist mein Werdegang in meinen Filmen. Und wenn ich noch 20 Filme gedreht hätte, in denen das Meinige herumgeistert, die Frage, als was für ein Rest ich hier herumgeistere, wäre

auf der eigenen Schwäche zu beharren und zu fragen: Warum bin ich so schwach?“

Doch solche Fragerei hat den Nachteil, daß sie gleich wieder zum unglücklichen Ursprung führt. Und von dem weiß Achternbusch gerade noch das: „Ich war eigentlich nie ansprechbar. Als hätte mir der erste Mensch ein böses Wort gesagt und alle formulierten daran weiter.“

Der erste Mensch, das müßte doch die Mutter gewesen sein. Und dieser Mutter hat Achternbusch ja noch weit Schlimmeres als bloß böse Worte vorzuwerfen, nämlich, daß sie ihn überhaupt aus sich entlassen hat, in eine Welt hinein, die nur eine Abfolge von Verlusten bietet – vom Verlust der Mutter selbst bis zu dem des eigenen Lebens – und die einem deshalb zur Wüste (oder Eiswüste) wird, in der man, um nicht zu verschmachten

* Herbert Achternbusch: „Wind“. Zweitausendseits, Frankfurt; 156 Seiten; 22 Mark.



Achternbusch-Film „Rita Ritter“: Die Freiheit, komisch zu sein

(oder zu erfrieren), nur selbst wieder Schuld auf sich laden kann – zumal wenn man selbst wieder wehrlose Kinder in diese wüste Welt setzt. Ein wahrhaft absurder Kreislauf, der nur eines wirklich begünstigt: Selbsthaß in jeder Form, auch in der, die sich (wie so häufig bei Achternbusch) als verrückte Selbstfeier drapiert.

Früher gab es gegen diese Hölle der Zwangsläufigkeit ja noch das Allheilmitel Gott. Man mußte nur genügend Schuld- und Sündenbewußtsein in sich mobilisieren, schon trat der beschützende Gott auf den Plan. Aber mit dem Sündenbewußtsein schwand leider auch Gottes Schutz. „Je mehr die Menschen merken, daß sie kein Gott beschützt, desto mehr glauben sie, ihn beschützen zu müssen“, so Achternbusch im „Wind“.

Der Zentralsatz in seiner „Alexanderschlacht“ (1971), hat Achternbusch bekannt, lautet: „Die Sekunde, in der ich lebe, ist schon vorbei.“ Dieser Satz könnte als Motto auch über diesem neuen Buch stehen, das so sehr wie ein letztes Buch wirkt – aber eigentlich müßte ja jedes ernsthafte Buch wie ein letztes wirken, eben wie eine Verlust-Bilanzierung, wie ein Fazit.

Einer möchte sich da wenigstens seiner Verluste versichern, also der Frauen, Freunde, Kinder, die er sich einmal als „Rettungsgemeinschaft“ gedacht und geschaffen hatte, die ihn freilich so wenig erretten konnten wie er sie. In der Briefform besorgt er diese Bilanz. Der Adressat dieser Briefe ist Hartmut, der älteste Freund, und nur der letzte Brief ist an eine Frau gerichtet, an Margarethe.

Beigelegt sind diesen Briefen Photos, insgesamt 102 Farb-Photos aus der Photokiste des Herbert Achternbusch und

aus dem Photoalbum der auseinandergerissenen Achternbusch-Familie: d.h. die Briefe sind eigentlich vor allem Kommentare zu den Photos. Es ist gerade der Schnappschuß-Charakter dieser Photos, der sie so herzerreißend macht, strahlen sie doch alle unentwegt Zufriedenheit und Eintracht aus, suggerieren ein Glück, das die begleitenden Texte in dem Maße, in dem sie es als trügerisches oder dahingegangenes beklagen, nur noch verstärken. Denn ein verschwundenes Glück ist halt allemal größer als ein gerade aufziehendes. Aus dem Verlust-Abstand wird etwas überhaupt erst zum Glück.

Und weil daran doch etwas nicht stimmen kann, *nicht stimmen dürfte*, ist gleich noch mehr Anlaß zur Klage: Klage darüber, daß das Schreiben lauter Besitz anhäuft, den man nie wirklich besessen hat.

Doch selbst der gestorbene Gott wird beim Schreiben wieder lebendig: „Neben mir sitzt Gott und hört mir zu, der Möglichkeit, dem Impuls, dem Herzschlag, aber ich schau nicht hin. Immer wenn ich hingeschaut habe, war er verschwunden.“ Diese Sätze finden sich auf der letzten Seite dieses Buches, das da plötzlich nicht länger Jeremiade und heulendes Elend ist, sondern so etwas wie gläubige Utopie: „Ihm nach aus seiner Bäume Dämmerung“. Aber zu einem Ausrufezeichen hat sich Achternbusch bei seinem letzten Buch-Satz doch nicht aufschwingen können. ER bleibt ein von ihm gedichteter Gott.

Herbert Achternbusch gilt dem Gerücht gern als bayrischer Berserker, der andauernd die Muskeln und Lachmuskeln spielen läßt und süchtig nach Selbstdarstellung ist. Daran ist allenfalls richtig, daß einem, der andauernd erfahren mußte, wie alles, was er andächtig anschauen wollte, im Moment des An-

schauens verschwand, gar nicht viel anderes übrig blieb, als auf den eigenen Nabel – und die nie ganz gekappte Nabelschnur – zu starren.

Martin Walser hat in seinem Hymnus auf Achternbuschs Film „Die Atlantikschwimmer“ das „vollkommen Sensationelle“ an Achternbuschs Egomanie benannt, nämlich: „Er ist ichtsüchtig ohne Spur von Eitelkeit. Er ist sachlich.“ Ja, sachlich ist Achternbuschs Selbstschau auch diesmal, in der „Wind“-Bilanz, nur daß diese Art der Sachlichkeit nicht mit Trockenheit verwechselt werden darf. Trocken kann einer, der so viel trinkt, trinken *muß* wie Achternbusch, nicht gut sein, aber doch, im Aufschauen und dem Entschwundenen Nachschauen, hölderlinhaft *heilig nüchtern* – Hölderlin wird in „Wind“ auch mehrfach beziehungsweise zitiert.

Und wie zart dieser Achternbusch sein kann, zart wie kein Erwachsener, sondern nur ein Neugeborenes. Wer es nicht glauben will, der lasse sich durch ein paar Sätze, die Achternbusch in diesem Buch zu Photos etwa seiner Kinder, der Neugeborenen, wieder ans Leben Verlorenen, geschrieben hat, vom schönsten Gegenteil überzeugen.

Als 1977 Herbert Achternbusch der Petrarca-Preis zugesprochen wurde, den er dann im letzten Moment doch nicht annahm, schrieb ihm Peter Handke eine Preisrede, die streckenweise mehr wie eine Ermahnung klang, obwohl Handke beteuerte, er beneide Achternbusch oft. Handke beschrieb da zunächst Achternbuschs „Unwille sich zu *entfalten*“ und warnte ihn vor der Gefahr der „Konstruktion einer *Haltung*“, die nur noch Sätze wie Trümpe produziere, also vor einer „Auftrumpfliteratur“, bei der sich der Autor „von vornherein so im Recht glaubt, daß man nichts mehr von sich zu geben braucht“. Handke schloß damals:



Achternbusch im „Wanderkrebs“
„Der Welt abhanden gekommen“

* Mit Eva Mattes und Sepp Bierbichler.



Wenn Sie einen Mitarbeiter suchen, der zum besten Freund Ihrer besten Mitarbeiterinnen wird. CTM.

Davon kann jede Sekretärin ein Liedchen singen. Kurz vor Feierabend geht wieder alles drunter und drüber. Der Engpaß wird immer enger, die Tippfehler häufen sich, und die pointierten Formulierungen will der Chef plötzlich eine Spur seriöser.

Dabei könnte es Ihre Sekretärin wirklich einfacher haben. Mit einem CTM-Textsystem. Sie wird es wegen seiner vorbildlichen Vielseitigkeit und seiner perfekten Ergonomie lieben. Und Sie werden es wegen der Kompatibilität und dem idealen Preis-Leistungs-Verhältnis nicht minder schätzen. Dies gilt für alle Modelle des

CTM-Textsystems. Vom Einplatzmodell bis zum Schreibplatzverbund mit vielen organisatorischen Möglichkeiten.

Allen gemeinsam ist ihre Ausbaufähigkeit. Daß sie sich in die Datenverarbeitung integrieren lassen. Und daß sie zusätzlich programmiert werden können sowie

TELETEX-fähig sind. Verlangen Sie über Tel. 07531/802-222 unsere Unterlagen. Verlangen Sie aber auch eine Referenz Ihrer Branche. Damit Ihnen Ihr Branchenkollege von einem überzeugenden Textsystem und von einer zufriedenen Sekretärin berichten kann.

Fundiert zukunftsorientiert.

CTM

COMPUTER + TEXTSYSTEME

CTM · Computertechnik Müller GmbH
Max-Stromeyer-Str. 37 · 7750 Konstanz
Tel. 07531/802-0 · Telex 733266 ctm d

„Im durchgehaltenen Ernst ist er – Achternbusch – groß; wäre er groß.“

Ich glaube, daß dieser Unwille Achternbuschs, sich zu entfalten, wieder mit der Furcht vor dem, was man ihm mit der Geburt angetan hat, zusammenhängt. Achternbusch sperrt sich – gegen sich, gegen die *Formwerdung*, die doch immer auf eine Kaschierung der wirklichen Wunden und Verluste hinausläuft, oder wie Achternbusch es selbst im Vorspann zu seinem Film „Das letzte Loch“ formuliert hat: „*Jede Form / ist abnorm.*“ So sind auch seine – hier seltenen – Kalauer, seine Bizarrerien oder sein betont Hinterwäldlerisches wohl vor allem als Aufbegehren gegen diese Tendenz zur Formwerdung zu sehen.

Den Auftrumpfgestus allerdings hat Achternbusch diesmal fast ganz aus seinem Buch verbannt. Es gibt keine Sätze wie „Hämmer“ mehr, allenfalls noch einige rührende Übertreibungen, die aber wieder die frühkindliche oder auch pubertäre Perspektive dieses Anti-Erwachsenen ausplaudern, so wenn es etwa von Jörg, dem Kameramann, heißt: „In Amerika hat ihn ein Hurrican einige 100 Meter in die Luft gehoben“, oder wenn irgendeine sinistre italienische Kneipe zum „feinsten italienischen Lokal von München“ wird. Das ist Märchentön, wie er auch zu Achternbusch gehört.

Von sich *geben* hat Achternbusch noch nie so viel wie in diesem Buch – und ich meine damit gerade nicht die „Stellen“, die dem Indiskreten als Indiskretionen erscheinen, sondern eben das, was Handke als „durchgehaltenen Ernst“ gefordert hat, also die Konzentration auf die große Klage über den großen Liebesverlust, der mit der Geburt begann, die Konzentration auf die *richtige Empfindung*, die immer mit Arbeit – Trauerarbeit – und Mut – dem Mut der Verzweiflung – verbunden ist. Einmal schreibt Achternbusch in „Wind“:

Meine Mutter empfand ja ähnlich wie ich, nur schien mir das Ihre so kitschig, daß ich das Meine unter allen Umständen verbergen mußte. Kitschig, weil sie mit ihren Empfindungen nicht arbeitete, also mit ihnen gar nicht lebte, sondern sie nur wehleidig genoß. Um Männer zu gewinnen, wie ich mir einbildete. Ich schwor mir, nie ohne Liebe zu leben. *Und habe ich nur dem Mangel ein Gebäude angewiesen, so ist das doch groß.*

Das ist keine Aufschneiderei Achternbuschs. Das Mangel-Gebäude seines bisherigen Werks wirkt ziemlich haltbar und für mich sehr anziehend. Offensichtlich hat Achternbusch begriffen, daß einem, der *sich* nicht retten kann, nur übrig bleibt, *die Welt* zu retten – retten zu wollen. Das besorgt man, indem man ihr vorführt, wie man jedes *o.k.* mit einem *o.k.* beantwortet. Es gibt dafür in Achternbuschs Heimat ein christlich-katholisches Muster, ein Heiligen-Muster. Aber Achternbusch ist ja kein Heiliger. Wer ist Herbert Achternbusch?